

Unter dem Titel „Österreichische Geschichtslügen“ erschien kürzlich eine nicht eben umfangreiche Sammlung von Recensionen historischer Werke aus der Feder „zweier der bedeutendsten und berühmtesten österreichischen Historiographen“, wie es in der Vorrede heißt. Der Herausgeber nennt sich nicht, und auch die Namen der beiden Verfasser erfährt man erst, wenn man das Büchlein durchblättert. Es sind dies der bekannte Geschichtschreiber Freiherr von Helfert und der unbekannt Dr. G. E. Haas, beide die kritischen Mitarbeiter des „Österreichischen literarischen Centralblattes“, einer Wochenschrift streng clerikaler Observanz. Aus ihr mögen wohl alle die hier zusammengeführten Aufsätze entnommen sein, denn ihr früherer Redacteur erscheint jetzt als Verleger des neuen Buches. *)

Den dröhnenden Titel freilich rechtfertigt der Inhalt keineswegs, denn eine Polemik des „Historiographen“ Haas mit Geffcken über die völkerrechtliche Stellung des Papstes, mit Johannes Scherr über die Jesuiten, mit Georg Weber über Calvin, mit Hans Delbrück über Hutten, mit Philippson über das Trienter Concil u. dgl. m. gehört doch wohl nicht zur österreichischen Geschichte. Und auch die Bezeichnung „Geschichtslügen“, die sich auf dem Titelblatte so pompös ausnimmt, muss der Herausgeber gleich in der Vorrede wesentlich einschränken und bittet „eine Unterscheidung zwischen irriger Auffassung und Lüge zu machen“. Kurz, die Sache schmeckt stark nach unlauterem Wettbewerb und elendester Buchmacherei. Es würde mir auch nicht einfallen, mich damit zu beschäftigen, wenn das seltsame Opus sich nicht mit mir beschäftigte, und zwar in einer Weise, die meine Abwehr geradezu herausfordert.

*) Paderborn, Verlag von Adolf Höllerl, 1897.

Der elfte Aufsatz in der Reihe, „Aus der Napoleonischen Zeit“ betitelt, ist aus mehreren kritischen Artikeln zusammengesetzt, die Baron Helfert zum Verfasser haben und deren einer — eine Recension meines „Napoleon I“ — im Jahre 1890 in zwei April-Nummern der früher erwähnten Wochenschrift erschien. Was darin über mein Werk gesagt wurde, enthielt manches Lob, ich selbst aber ward mit einem Angriffe bedacht, der meine vaterländische Gesinnung durch Zweifel verunglimpfte und meine Art der Geschichtsdarstellung als unpatriotisch denuncierte. Ich wehrte mich. In derselben Zeitschrift veröffentlichte ich kurz nach dem Erscheinen der Helfert'schen Kritik eine Erwiderung, mit der ich mir mein Recht auf Wahrheit wahrte und dem Gegner die Fortführung des Kampfes verleidet haben mag; er gab ihn auf.

Jetzt, nach sieben Jahren, finde ich jene Recension in den „Österreichischen Geschichtslügen“ wieder, Wort für Wort abgedruckt, allerdings ohne meine Entgegnung, die doch dem Herausgeber gewiss nicht, jedenfalls nicht dem Verleger, unbekannt war.*) „Diesen Abhandlungen,“ heißt es in der Vorrede, „wohnt eine zu große und für die Geschichtschreibung zu wertvolle Bedeutung inne, als dass sie mit dem Tage verschwinden und so der Mit- und Nachwelt verloren gehen sollten.“ Dafür mögen Mit- und Nachwelt dankbar sein. Mir aber sei es gestattet, schon der Vollständigkeit halber, demselben Publicum, dem man das Geschenk dieser der Unsterblichkeit geweihten Aufsätze macht, auch meine Vertheidigung von damals in aller Bescheidenheit zu unterbreiten. Ich thue es heute ebenso notgedrungen, wie ich es damals gethan, dem Gebote der Pflicht gehorchend, die jeder ernste Mann seiner Überzeugung schuldet, und thue es, weil ich durch solche Attaquen den hohen Beruf und den edlen Wert der Geschichtschreibung in nicht geringem Maße gefährdet sehe. Denn wohin soll es mit ihr kommen, wenn über dem ehrlichen Streben nach Wahrheit stets das Damoklesschwert partiischer Verdächtigung schwebt, wenn ungestraft demjenigen jeglicher Patriotismus abgesprochen werden darf, der die Vergangenheit des eigenen Staates nicht immer in rosenfarbenem Lichte erblickt und es nicht über sich gewinnen kann, mit Schminke wacker

*) Aus einer autorisierten Notiz im „Österreichischen Litteraturblatt“ VI. Jahrg., Nr. 3, Seite 74 ersehe ich, dass Baron Helfert zum unveränderten Wiederabdruck des Artikels seine Genehmigung erteilt hat!

nachzuhelfen? Ich glaube, derjenige handelt redlicher gegen sein Vaterland, der, sich selber treu, die Resultate seiner Forschung zur Geltung bringt und damit für Gegenwart und Zukunft einen sicheren Maßstab dafür schaffen hilft, was zum Besten des Ganzen zu thun sei und was zu lassen. Als Ranke einmal nach Wien kam, ersuchte er mich, einen damals eben flügge gewordenen akademischen Bürger, in den Archiven nach gewissen Akten zu forschen, die vielleicht sein Urtheil über König Friedrich I. von Preußen richtig zu stellen vermöchten, da er fürchte, denselben in einer bestimmten Frage zu günstig beurtheilt zu haben; er wolle den Fehler bei der nächsten Auflage des betreffenden Werkes verbessern. „Denn“ — fügte er hinzu und wiederholte den Satz mit starkem Nachdruck — „die Historie ist eine Gewissenssache.“ Und Oesterreichs Vergangenheit sollte solche gewissenhafte Darstellung nicht vertragen können? Ist es denn nicht eine Thatsache, dass gerade durch die Freigebung der Staatsarchive ein ganzer Rattenkönig missgünstiger Legenden über das Donaureich sein Ende fand?

Doch genug. Dieses Thema hier zu erschöpfen, ist nicht meine Absicht. Ich glaube aber, dass meine Abwehr einen kleinen Beitrag zur Discussion desselben zu liefern vermag. Aus diesem Grunde erscheint sie mir nicht minder geboten als unter dem Gesichtspunkte der notgedrungenen Selbsthilfe.

I.

„Österreichische Geschichtslügen“ Seite 99—109.

Ein Biograph wird nur zu häufig zum Panegyriker, er sieht an seinem Helden bloß Sonnenschein, übersieht die Schatten und dunklen Flecke. An Fournier's Napoleon-Biographie*) ist es als großer Vorzug anzuerkennen, dass sich der Verfasser von dieser Schwäche in bewusster und kräftiger Weise ferngehalten hat. Dass er Napoleon „den berühmtesten Emporkömmling aller Zeiten“ nennt, dass er ihn als „das Geschöpf und die Vollendung der Revolution“ bezeichnet, dass er davor warnt, „über dem kleinen Menschen den großen Mann zu übersehen“, ist gewiss nur zu billigen. Andererseits räumt Fournier

*) Napoleon I. Eine Biographie von Prof. Dr. August Fournier. Prag, Tempsky. Leipzig, Freytag. S. I. Bd., Titelbild XII und 241 S.; II., X und 255 S.; III., VII und 303 S.

überall, wo sich ein Anlass dazu ergibt, mit der „Napoleon-Legende“ unparteiisch auf, in welcher Hinsicht besonders das sehr bedeutungsvolle Schlusswort III, 283—288 nachzulesen ist. Als einzelne Belege für die kritische Umsicht und Unbefangenheit unseres Autors verweise ich auf den bis in die neueste Zeit vielumstrittenen Zeitpunkt von Napoleon's Geburt I, 235 f. („Nebulione“ 8. Januar 1768?), auf die Niedermetzelung der Gefangenen von Jaffa und von El Arisch I, 138 f., auf den viel gefeierten, auch in meisterhaftem Bilde verherrlichten Besuch der Pestkranken von Jaffa I, 144, auf die Schlacht von Marengo, die von Bonaparte verloren und aufgegeben war und im letzten Augenblicke von Desaix gewonnen wurde, und so auf manches Andere. Ausstellen möchte ich einen formalen Punkt: dass der Verfasser im I. Bande und überhaupt vor 1804 von einem „Napoleon“ spricht, den es bis dahin nur in der Familie und zum Unterschiede von seinen Brüdern Josef, Lucian etc. gegeben hat, während man in der übrigen Welt nur von einem „General Buonaparte“ seit 1796 „Bonaparte“ wusste, ja noch bis tief in die Kaiserzeit hinein im Publicum vielfach ihn nur so kannte und nannte. Schreibt [nicht noch 1806 ein österreichischer Officier (II., 100 Anm.) über die musterhafte Stellung, die „Bonaparte“ der französischen Armee gegeben?

Was die Charakterisirung Napoleon's betrifft, die Fournier durch alle Phasen seines vielbewegten Lebens meisterhaft durchführt, so wird sich mit mir vielleicht manchem anderen Leser der Zweifel aufdrängen, ob unser Held nicht als Organisator, Legislator und Administrator noch größer war denn als Feldherr und Diplomat. Man lese und bewundere I, 116 f. sein Schreiben an Talleyrand aus dem Jahre 1797 über die „Organisation des französischen Volkes“. Man beachte den Beginn der Ausführung dieser Ideen 1799, als er zur thatsächlichen, obwohl noch nicht formalen Alleinherrschaft gelangt, den Status und die Machtsphäre der politischen Behörden vom Departement bis hinab zur Gemeinde feststellt: „Jeder Maire ein Premier-Consul im Kleinen“, I, 218. Man erwäge seine Grundsätze über den häuslichen und öffentlichen Unterricht, II, 164 f., deren viele sich allerdings von höheren Standpunkten nicht billigen lassen, denen aber für den Zweck, welchen er im Auge hatte, eine, ich möchte sagen, dämonische Genialität nicht abzustreiten ist. Man erfasse den kühnen Griff, mit welchem er, während seine finanziellen Fachmänner an der Aufgabe verzweifeln, den zerrütteten Finanzen seines Reiches wieder auf die Beine half, III, 113 f., allerdings nur für den Augenblick, allein es handelte sich eben um den Augenblick! Man durchdenke sein neues Programm über die Umgestaltung der Verfassung 1812/13, III, 114 f., und man wird meinen oben ange deuteten Zweifel vielleicht nicht so ganz unbegründet finden.

Im II. Bande „Napoleon's Kampf um die Weltherrschaft“ ist begreiflicherweise das Hauptaugenmerk auf die großartigen, den ganzen Erdtheil erschütternden Welthändel und Weltereignisse gerichtet. Das persönliche Moment wird wohl nicht gänzlich vernachlässigt, z. B. II, 166—168; aber sollte in einer Biographie diese Seite, die Phasen und Wandlungen des Helden als Mensch, dessen bei aller Großartigkeit seiner Pläne und Unternehmungen zeitweilig durchbrechendes Gefühlsleben nicht größere Berücksichtigung finden? Sollten nicht selbst gewisse Anekdoten, umsomehr wenn sie von altersher gang und

gäbe sind, entweder bestätigt oder als unwahr widerlegt werden, wie es unser Verfasser bezüglich des vielberufenen Wortes Cambronne's „La garde meurt, mais ne se rend pas“ zu thun für angezeigt gehalten hat? Ich erinnere an den Notar Josephinens und den „Officier, der nichts hat als seinen Mantel und seinen Degen“, an das: „In einem Jahre bin ich todt oder alter General“, an das Wort bei der Kaiserkrönung: „Wenn uns unser Vater sähe!“ — Wie gesagt, bestätigend oder widerlegend, aber erwähnt sollten derlei Regungen in der Lebensbeschreibung werden, wenn auch vielleicht nur anmerkungsweise. Und ist nicht Napoleon's Hochgefühl nach der Rückkehr aus dem Feldzuge 1809 — „er sah aus, als ob er sich in der Fülle seines Ruhmes erginge“, wie Cambacérés sagte — ein für die richtige Beurtheilung seiner späteren Wagnisse hochbedeutsames Moment? Seine aufgeregte Erwartung bei der Ankunft Maria Louisen's, seine so schöne Rührung bei der Geburt des Königs von Rom, bilden sie nicht erquickende Licht- und Ruhepunkte gerade in einer Zeit, wo der Mensch gegen den Gebieter der Welt ohnedies so sehr zurücktritt?

Für in jeder Hinsicht gelungen ist nach meiner Ansicht die Darstellung im III. Bande zu bezeichnen. Im wahrsten Sinne pragmatisch, nach allen Seiten in die äußere Lage und Verhältnisse, aber auch in die Ideen und Beweggründe eingehend ist das Vorspiel zum russischen Feldzuge entwickelt; man fühlt hier die Tragik, die sich für den Mann des Jahrhunderts vorbereitet. Die schöne Stelle III, 48—50 über Napoleon im Banne der Ideen, die er fördert, wo er nur seinen Egoismus und persönlichen Interessen zu dienen glaubt, füllt hier in geeignetster Weise jene Lücke aus, die sich mir in der Darstellung des II. Bandes fühlbar gemacht hat.

Wie die anhangswaisen Bemerkungen zu jedem Capitel seiner drei Bände zeigen, hat Fournier im allgemeinen mit großer Gewissenhaftigkeit und kritischem Blick die schier zahllosen schriftlichen Denkmale geprüft und abgewogen, und man nimmt es gewiss nicht ohne Bedauern hin, dass ihm, wie I, 239, gewisse literarische Behelfe bisher „unzugänglich“ gewesen. Dass seine Quellen und Hilfsmittel zumeist französische sind, bringt der Gegenstand selbst mit sich. Man merkt es auch seiner Darstellungsweise an, dass er sich in seine Franzosen hineingelesen hat. Palacký hat nach einer Reise, wo er sich mehr mit französischer Literatur zu beschäftigen hatte, den Ausspruch gethan: „Geschichte zu schreiben verstünden doch nur die Franzosen.“ (Ich für meinen bescheidenen Theil ziehe die Engländer vor.) Und dieses Urtheil ist, was den Reiz, man möchte sagen, das Raffinement der Diction betrifft, kaum zu bestreiten. Dass der Geschichtschreiber in der Lebendigkeit seiner Schilderung oft das Präsens statt des Präteritum gebraucht, ist eine alte Sache; der neuere Franzose verdreifacht diese Abwechslung, indem er zeitweise das Futurum einschiebt: „Napoleon wirft 1000 Mann auf die bedrohte Stelle, sie werden nicht auslangen, sie werden sich mit ausgesuchter Tapferkeit schlagen, aber zuletzt doch unterliegen;“ Napoleon wird (Sommer 1813) nicht nur Narbonne, sondern auch Caulaincourt nach Prag senden“ u. dgl. m. Das macht sich stylistisch recht hübsch und kann von diesem Standpunkte, wenn es wie bei Fournier mit Maß angewendet wird, nur gelobt werden. Aber die neuen Franzosen pflegen eine andere Sitte, der ich meinen Beifall versagen muss, ich meine

die Manier des Vorauserzählens dessen, was erst später, ja viel später eintreten soll. Bei einem Franzosen jüngster Zeit, dessen Name mir nicht gegenwärtig ist, artet diese Manier in förmliche Manie aus. Da tritt keine seiner Persönlichkeiten auf, von welcher der Leser nicht sogleich ihre nachmaligen Schicksale, wo möglich bis zu ihrem Ende erführe: „Die Maria Louise, die sich fünf Jahre später mit einem kleinen Herzogthum begnügen sollte“; „dieser König von Rom, der die ewige Stadt nie sehen und als einfacher Herzog von Reichstadt sterben wird“; dieser Castlereagh, der zum Schlusse seiner Laufbahn das Rasirmesser an seinen eigenen Hals setzen sollte“. Ich finde das in einem ernstesten Geschichtswerk einen ganz abscheulichen Gebrauch und muss gleich anfügen, dass Fournier bei aller Freude an französischer Schreibweise doch nur selten auf diesen Abweg gerathen ist. Um ein Beispiel anzuführen, erfährt I, 73 der Leser zum Jahre 1798, dass sich Napoleon im Jahre 1810 von Josephine wird scheiden lassen. Das ist doch ganz unnöthig, ist ganz unhistoriographisch. Der Geschichtsschreiber kann, ja mitunter soll, rückwärts blicken, aber nicht vorwärts. Er kann beim russischen Rückzug an den syrischen vierzehn Jahre früher vergleichungsweise erinnern; aber er soll nicht zum Jahre 1799 in Syrien jene „schwierige Retraite aus dem unwirthlichen Eise Russlands“ voraus wegnehmen. Er kann rückschauend dem Weltgebieter Napoleon den großen Alexander entgegenhalten, doch soll er nicht in einer Geschichte des gewaltigen Macedoniers den zweitausend Jahre später auftretenden Napoleon herbeiziehen.

Doch das sind Kleinigkeiten, vielleicht Splitterrichtereien, die der ausgezeichneten Arbeit Fournier's nichts von ihrem Werthe nehmen.

In einem Punkte jedoch muss ich ihr ein wuchtiges aber nachhinken lassen.

Es fällt mir angesichts so vieler und so großer, von mir mit aufrichtigem Vergnügen begrüßten Vorzüge des Fournier'schen Werkes gewiss nicht leicht, in einer gewissen Richtung gegen dasselbe einen ernstesten Vorwurf zu erheben. Überall, wo Österreich in Frage kommt, schreibt Fournier mit preußischer Feder, in preußischem Sinne, was nicht unbeachtet bleiben darf.

Preußische, richtiger brandenburgische, vielleicht am richtigsten Berliner Art ist es von jeher gewesen, österreichisches Verdienst was immer für eines Charakters herabzusetzen, zu verkleinern, wo nicht ganz zu leugnen; sei es nun aus Temperament, sei es, wie bei den borussophilen Geschichtsmachern der jüngsten Jahrzehnte, mit Berechnung und unverhohlener Absicht. Ihre Vorgänger, welche die große Sache in Person mitgemacht, gingen hierin nicht so weit. Carl von Plösch in seiner Geschichte der Befreiungskriege 1813/14 versteht es, seinen Blücher und dessen Preußen ganz gehörig herauszustreichen; aber er weiss es auch und lässt es merken, dass das Hauptverdienst des Erfolges demjenigen zukam, der das Ganze leitete. Hat es doch der ehrliche Blücher selbst anerkannt, als er bei jenem Festmahle auf den Fürsten Schwarzenberg toastirte, „der, trotz der Anwesenheit von drei Souveränen in seinem Hauptquartier, die verbündeten Heere siegreich nach Paris geführt!“

Nun ja, das lassen ja selbst die heutigen Borussomanen allenfalls gelten: „Diplomat“ war Schwarzenberg und hat als solcher seine Sache nicht schlecht

gemacht; aber als General, als Feldherr war es Blücher, der bei Leipzig und auf französischem Boden den Erfolg errungen. Ganz im Sinne dieser Österreicher spricht denn Fournier (III, 201, Anm.) von der militärischen „Unzulänglichkeit“ Schwarzenberg's, verhöhnt dessen „stete Furcht vor dem Verhungern“ etc. und ist nur so gütig, den preußischen Vorwurf etwas anzuzweifeln, als ob es Schwarzenberg absichtlich auf den Ruin seines Unterfeldherrn abgesehen habe. Ein Carl Schwarzenberg und der Verdacht so perfiden Handelns! Ich gestehe, dass mich nicht bald etwas in solchem Grade entrüstet hat, als diese Stelle, und noch dazu aus der Feder eines vaterländischen Schriftstellers! Ich habe früher Fournier's Gewissenhaftigkeit und Kritik in Verwerthung seiner Quellen gelobt, ich habe aber mit Bedacht eingefügt: „im allgemeinen“; denn in dem Punkte, den ich jetzt bespreche, kann ich ihm jene Anerkennung nicht zollen. Ich finde III, 298 unter Fourniers's Quellen Prokesch' „Schwarzenberg“ und Thielen's „Errinerungen“ angeführt; Fournier hat beide Bücher wohl nur „mit dem Finger“ gelesen. Denn freilich, was so ein Österreicher aus der guten alten Zeit schreibt, das wiegt ja nicht besonders schwer; die Preußen, das sind die Leute, bei denen selbstverleugnende Wahrhaftigkeit, ja die gegenständliche Wahrheit selbst zu suchen ist.

Die „militärische Unzulänglichkeit“ des Oberfeldherrn! Das von einem Manne mit der militärischen Vergangenheit Schwarzenberg's! Nun, wie sieht es denn mit der militärischen „Zulänglichkeit“ Blücher's aus? Macht den Soldaten und nun gar den Feldherrn, das rücksichtslose Vorwärtsdringen, das muthige d'rauf und d'ran allein aus? Wenn Blücher nicht seinen Gneisenau zur Seite gehabt hätte, würde er 1814 auf französischem Boden seinem Oberfeldherrn noch größere Verlegenheiten bereitet haben, als dies ohnedies geschah. Aber freilich, diese Verlegenheiten, war es der Marschall Vorwärts, der sie Schwarzenberg bereitete? Weit gefehlt! Die Verhimmeler Blücher's und deren Wiederhall bei Fournier zu hören, war es nicht der Unterfeldherr, der sich nach dem Oberfeldherrn zu richten hatte, sondern umgekehrt, und hatte Schwarzenberg nichts Ernsteres zu thun, als, unbekümmert um das alberne „Verhungern“, ohne Rücksicht auf die anderen Heerestheile, einzig Blücher und Gneisenau nachzulaufen, die sich's einmal in den Kopf gesetzt hatten, die Ersten in Paris zu sein. Schwarzenberg hat auf seiner Laufbahn, wo es darauf ankam, von entschlossenem Handeln, von Tapferkeit und soldatischer Bravour Proben genug abgelegt, so dass er irgend einem seiner militärischen Zeitgenossen, Blücher inbegriffen, in diesem Punkte gewiss nicht nachstand. In allem Anderen aber, was den Feldherrn macht, darf man es gar nicht versuchen, an den sonst wackeren Mecklenburger den Maßstab eines Schwarzenberg zu legen. Die Schlacht bei Waterloo, welche die Preußen fast ganz für ihren Blücher in Anspruch nehmen, bietet für den, der sich keine Berliner Brille aufsetzen lassen will, ein ganz anderes Bild. Adam Müller, der vertraute Freund von Gentz, befand sich zur selben Zeit in Heidelberg, am kaiserlichen Hoflager, wo alle wichtigen Berichte zusammenliefen. Die gedrängte Charakteristik der Schlacht, die Müller in seinem Schreiben an Pilat vom 24. Juni 1815 liefert, ist classisch zu nennen; zwei Tage später heißt es: „Bestätigen Sie Herrn von Gentz, dass die ihm gegebene Darstellung der Schlacht das unparteiischeste und wahrste bleibe, was sich bis jetzt über jenes Ereignis irgend auffinden lasse“.

Er spricht über die Unfähigkeit der meisten Berichterstatter, die englischen nicht ausgenommen, „für die Betrachtung und Beschreibung großer Ereignisse“ und sagt dann: „Gneisenau ist der einzige, der wenigstens klar, dafür aber auch mit allen möglichen poetischen Lizenzen schreibt“. Am 3. Juli in Saarebourg (Saarburg) kommt Müller [nochmals auf die Entscheidungsschlacht zurück und bemerkt: „Blücher hat bis auf den Moment, wo das d'rauf und vorwärts der Beine geltend gemacht werden konnte, einen Fehler über den andern begangen“. Da hat man den „Marschall Vorwärts“ wie er leibt und lebt. Was sagte Lord Byron, nachdem er Blücher in einem Londoner Club beobachtet? „Mit der Sprache und den Manieren eines Werb-Sergeanten verbindet er den Ruhm eines Helden; es ist, als ob der Stein angebetet sein wollte, weil über ihn ein Mensch gestolpert ist!“

Die preußische Missgünstigkeit tritt bei Fournier bei allen Gelegenheiten hervor, wo österreichisches Verdienst in Concurrrenz mit preußischem in Frage kommt. Des kühnen und tapfern Schill Heldenzug bleibt von ihm nicht unerwähnt, und das ist ganz recht: aber im ganzen Buche Fournier's habe ich den Namen Andreas Hofer vergeblich gesucht, und das ist wohl nicht recht.

Nach gewöhnlichen Begriffen ist doch eine Schlacht für Den gewonnen, der die Wahlstatt behauptet, für Den verloren, der sie preisgeben muss. Und nun gar die Tage von Aspern, deren Kunde von einem Ende Europas zum anderen flog: „Die erste offene Feldschlacht, in welcher der große Schlachtenkaiser geschlagen wurde!“ Dazu Oesterreich, welches im Kampfe gegen ihn damals allein stand! Nicht so bei den späteren preußischen Geschichtsgestalten: sie reden zu hören, war die Schlacht bei Aspern kein Sieg des Erzherzogs Carl, es war bloß ein Nichtsieg Napoleon's. Man lese die Stelle bei Fournier, II, 223, und frage sich, ob das ruhmwürdige Ereignis von den historiographischen Chauvinisten an der Spree ärger verflacht werden könnte, als es hier von einem österreichischen Geschichtschreiber geschieht.

Dogma derselben ist es ferner, dass die Schlacht bei Kulm in letzter Linie durch Kleist entschieden worden sei, und so finden wir denn auch bei Fournier, III, 158, dass die Franzosen „von Kleist im Rücken gefasst wurden“. Fournier hat, wie früher gezeigt, in bemerkenswerther Weise allerorts mit der napoleonischen Legende aufgeräumt; warum hat er es nicht auch mit der borussischen mit der Blücher- und Kleist-Legende gethan? Der vollständigste Sieg über Vandamme war von den Austro-Russen bereits errungen, das Corps der Franzosen befand sich in vollständigem Rückzuge, als Kleist auf der Nollendorfer Höhe erschien — Kleist, gleichfalls auf dem Rückzuge; denn seine Absicht war, sein Corps im Rücken Vandamme's nach Böhmen zu retten. Bei dem furchtbaren Rencontre, oder vielmehr dem wüsten Durcheinander, das jetzt auf den Bergen oberhalb des Schlachtfeldes entstand, wusste kein Theil, wer den Kürzeren gezogen, Franzosen wie Preußen hielten sich für geschlagen.*) Es ist bekannt, dass Kleist den Orden, den ihm sein König verlieh, wie Franz und Alexander ihre beiden Feldherren für den Tag von Kulm ausgezeichnet hatten, gar nicht annehmen wollte; denn „leider muss

*) Näheres in meiner „Schlacht b. Kulm“ (Wien, 1863), S. 50 f., 54 f.

ich gestehen, dass ich mehr als Besiegter zu betrachten bin, indem ich meine ganze Artillerie verloren habe“; ja, dass er von Friedrich Wilhelm eine „Untersuchung“ erbat, „damit ich mich rechtfertige und reinige“. Die von Kleist als „verloren“ angegebenen Kanonen haben sich nachherhand allerdings wiedergefunden; aber das Alles zeigt doch sonnenklar, dass es völlig sachwidrig ist, Kleist als den dritten Sieger von Kulm hinzustellen, geschweige denn, wie es die Borussomanen merken lassen, als den eigentlichen Ausschlaggeber!

Um noch Einiges anzuführen! Wir erfahren bei Fournier zum Überdruß oft von dem besonderen Respect, den Napoleon vor den „Soldaten Friedrich's II.“ hatte. Aber ich erinnere mich nicht, bei ihm den Ausspruch Napoleon's gefunden zu haben, den er in späterer Zeit in Erinnerung an die Donauschlacht von 1809 gethan: „Ihr habt nicht die Grenadiere von Aspern gesehen!“ Wir lesen III, 219, Maria Louise habe sich die Entfernung von ihrem Gemahl „gleichmüthig gefallen lassen“. Ist das wahr? Von ihren letzten Tagen in Frankreich gewiss nicht. Wie sie sich in den Bädern von Aix gegen Napoleon verhalten, habe ich in den „Dioskuren“ von 1875: „Napoleon und Maria Louise im Sommer 1814“ des Näheren ausgeführt. Dass noch während der hundert Tage die Mächte besorgten, Maria Louise möchte mit ihrem Söhnlein zu Napoleon flüchten, ist bekannt. Erst nachdem sie dem bestrickenden Zauber Neipperg's verfallen, was allerdings bald darauf geschah, trat jene Abkehr von Napoleon ein, welche die Feinde unseres Herrscherhauses so darstellen, als ob dieselbe im Handumdrehen erfolgt wäre.

II.

Zur Abwehr.

(Oesterr. litterar. Centralblatt, 1890. S. 118—120.)

In den beiden April-Nummern dieser Zeitschrift waren zwei Aufsätze über meine Biographie Napoleons I. aus der Feder Helfert's enthalten. Der erste derselben machte viel Aufhebens von dem Werke und sprach so gut wie keinen Tadel aus, denn Bemerkungen wie die, dass das Buch mehr Anekdoten hätte berücksichtigen sollen, der dass Napoleon vor 1804 nicht bei seinem Taufnamen zu nennen war, hat der Recensent selbst als „Kleinigkeiten“ bezeichnet, als „Splitterrichtereien, die der ausgezeichneten Arbeit Fournier's nichts von ihrem Werthe nehmen“. Anders der zweite Artikel. Der galt nicht mehr dem Buche, sondern dem Verfasser, dem Herr von Helfert eine Vorlesung über den wahren Patriotismus eines Österreicher's, welcher Geschichte schreibt, halten zu müssen glaubte. Und in welchem Tone! „Überall“ — heißt es da — „wo Österreich

in Frage kommt, schreibt F. mit preußischer Feder, in preußischem Sinne, was vor einem literarischen Organe Österreichs nicht unbeachtet bleiben darf . . .“ Und um ja keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, was hier eigentlich unter „preußischer Feder“ und „preußischem Sinne“ verstanden ist, heißt es weiterhin: „Die preußische Missgünstigkeit tritt bei F. bei allen Gelegenheiten hervor, wo österreichisches Verdienst in Concurrenz mit preußischem in Frage kommt“. Auf solche Anwürfe würde weder der Gelehrte dem Gelehrten, noch der Österreicher dem Österreicher die Antwort schuldig bleiben dürfen, vollends nicht ein Österreicher, der seinem Vaterlande als Lehrer sowohl wie als Beamter fünfzehn Jahre lang treu und vorwurfsfrei gedient hat. Da Baron Helfert für einen bestimmten Kreis als Autorität gilt, dieser Kreis mein Werk vielleicht nicht kennt, dagegen die Worte Sr. Excellenz mit Gläubigkeit hinzunehmen gewohnt ist, muss ich hier, an derselben Stelle, an der ich angegriffen wurde, antworten.

Mein Recensent leitet seine Anschuldigungen mit einem Entsetzensruf darüber ein, dass ich dem Feldmarschall Schwarzenberg das Übermaß von Anerkennung seiner militärischen Leistungen als Oberfeldherr versagte, welches nach seiner Meinung demselben gebührt. „Ganz im Sinne dieser Österreich-Neider“ — sagt Helfert — „spricht denn F. (III, 201, Anm.) von der „militärischen Unzulänglichkeit“ Schwarzenberg's, verhöhnt dessen „stete Furcht vor dem Verhungern“ etc. und ist nur so gütig, den preußischen Vorwurf etwas anzuzweifeln, als ob es Schwarzenberg absichtlich auf den Ruin seines Unterfeldherrn abgesehen habe. Ein Carl Schwarzenberg und der Verdacht so perfiden Handelns! Ich gestehe, dass mich nicht bald etwas in solchem Grade entrüstet hat, als diese Stelle und noch dazu aus der Feder eines vaterländischen Schriftstellers.“ Nun, die persönliche Entrüstung Sr. Excellenz könnte mich kalt lassen, wenn die Stilisirung nicht der Meinung Raum gäbe, ich sei jener Vermuthung so gut wie gar nicht entgegen getreten. Ich empfehle darum jedem, der etwas unbefangenen Sinn für das Wesen wissenschaftlicher Forschung besitzt, die Lectüre der incriminirten Stelle. Sie knüpft an die Darstellung H. Delbrück's (Gneisenau) an, der die Ansicht, Schwarzenberg habe die schlesische Armee absichtlich März 1814 im Kampfe mit Napoleon allein gelassen, nicht bloß auf die Aussprüche Kaiser Alexanders I. und Friedrich Wilhelms III., sondern auch auf eine Denkschrift Radetzky's vom 21. November

1813 stützt, in welcher es am Schlusse heißt, dass den Preußen „beim einstigen Frieden, so wie sie sich jetzt zeigen, die wenigsten Truppen zu wünschen sind.“ Darauf erwidere ich (III, 201, Anm.):

„Wenn Radetzky dies (das obige) erwähnt, so reicht das „doch nicht aus, um dem Oberfeldherrn vier Monate später die „absichtliche Preisgebung einer ganzen Armee zur Last zu legen. „Die militärische Unzulänglichkeit Schwarzenberg's, seine stete „Furcht vor dem Verhungern, seine Angst vor der Levée en masse, „die er schon in nächster Nähe organisiert sieht, reichen zur Er- „klärung seiner Haltung vollkommen hin. Nimmt man endlich „hinzu, dass er von Metternich darin bestärkt wurde, „das Heil „nicht in der Schlacht, sondern in der militärischen Attitüde zu „sehen“, so bedarf es wohl keines weiterreichenden und kaum „giltig zu rechtfertigenden Verdachtes. (S. Metternich, Österreichs „Theilnahme an den Befreiungskriegen. S. 814 ff.)“

Da steht nun allerdings „militärische Unzulänglichkeit“ und wird wohl auch in der zweiten Auflage, die Baron Helfert meinem Werke so herzlich wünscht, stehen bleiben, wenn nicht bis dahin ein ganz besonderes Quellenmaterial zu Tage tritt. Als vor ein paar Jahren Fürst Richard Metternich in dem angeführten Werke ein Bruchstück der Correspondenz zwischen seinem Vater und Schwarzenberg veröffentlichte, wurde es mir klar, dass dem letzteren in der Geschichtschreibung mit jenem Verdachte ein Unrecht geschehen sei, und ich äußerte mich hierüber sofort in der Münchener „Allg. Ztg.“ vom 4. Jänner 1887: „Man wird in dem Buche manches finden, was zu Gunsten Schwarzenberg's spricht, dem, wenn nicht alle Zeichen täuschen, die Geschichte noch ein Stück Genugthuung schuldet.“ In meinem „Napoleon I.“ trat ich dann in der citierten Weise gegen die bisherige Ansicht auf. Die geltende Meinung über Schwarzenberg's militärische Leistungen als Oberfeldherrn aber zu corrigieren, war ich nicht in der Lage, so sehr ich mir gerade hier ein genaues Studium der kriegshistorischen Quellen doppelt zur Pflicht gemacht hatte. Die Dispositionen bei Dresden, die Fehler bei Leipzig, die Verfolgung Napoleons an den Rhein zu militärischen Großthaten aufzubauschen, wird auch keiner unternehmen, der seinen Namen in der gelehrten Welt von dem Vorwurf wissenschaftlicher Schönfärberei reinhalten will.

Aber wenn ich schon Schwarzenberg nicht hoch genug emporhob, so wäre es „patriotisch“ gewesen, wenigstens Blücher recht tief

herunterzusetzen. Da ich dies nicht gethan, sei ich, wie Helfert meint, zum „Widerhall“ der „Verhimmler Blücher's“ geworden. Sonderbar. Man wird in meinem ganzen Werke nicht eine einzige Stelle finden, wo Blücher's Thaten als Feldherr besonders hervorgehoben wären. Schon Scharnhorst's Urtheil über ihn hätte mich vor Überschätzung bewahrt. Andererseits aber wusste ich sehr gut, dass der greise General trotz dem leitenden und mäßigenden Einfluss seines Gneisenau noch Fehler genug begangen hat: z. B. die unbesonnene Vorwärtsbewegung nach La Rothière, die Ablehnung von Gneisenau's Rath, am 10. Februar 1814 zurückzumarschieren, die verhängnisvolle Offensive bei Ligny. All' das steht aber auch in meinem Buche III, 192, 255 verzeichnet, und Herr von Helfert hat vielleicht die Güte, es dort nachzulesen. Zu besonderer Herabwürdigung Blücher's hatte ich keinen Grund und keinen Beruf.

Nach Blücher Kleist. „Dogma der historiographischen Chauvinisten an der Spree ist es ferner, dass die Schlacht bei Kulm in letzter Linie durch Kleist entschieden worden sei, und so finden wir auch bei F. III, 158, dass die Franzosen „von Kleist im Rücken gefasst wurden“. Der vollständige Sieg über Vandamme war von den Austrorussen bereits errungen, das Corps der Franzosen befand sich in vollständigem Rückzuge, als Kleist auf der Nollendorfer Höhe erschien — Kleist gleichfalls auf dem Rückzuge; denn seine Absicht war, sein Corps im Rücken Vandamme's nach Böhmen zu retten.“ So Helfert. Und was schreibt meine „preußische Feder“? „Der isolirt vorgeschobene Vandamme hatte am 29. August bei Kulm von Russen und Österreichern in der Front überlegenen Widerstand erfahren und war schließlich am 30. auch noch von Kleist, der auf der Peterswalder Straße hinter ihm d'reinmarschiert war, im Rücken gefasst worden. — Sein Corps wurde bis auf einen geringen Rest vernichtet.“ Dass Kleist auf dem Rückzuge und nur wie zufällig auf die Straße gelangt war, die ihn in Vandamme's Rücken führte, steht deutlich Band III, S. 156. Was will nun mein Recensent mit seinem Mäkeln?

Aber mit diesen Vorwürfen begnügt sich Baron Helfert lange nicht. Als ein besonders gravierendes Beispiel meiner „preußischen Missgünstigkeit“ wird hervorgehoben: „Schill's Heereszug bleibt von Fournier nicht unerwähnt und das ist ganz recht; aber im ganzen Buche habe ich den Namen Andreas Hofer's vergeblich gesucht, und das ist wohl nicht recht.“ Ich gebe zu, dass bei Erwähnung der

Episode des Tiroler Aufstandes von 1809, die in einer so eng gedrängten Biographie Napoleon's I. nur sehr wenige Zeilen beanspruchen konnte, die Namen Hofer's und der anderen Bauernführer hätten genannt werden können; dagegen ist die Deduction, sie seien von mir aus Missgunst absichtlich verschwiegen worden, eine . . . nur die weißen Haare meines Recensenten schützen ihn vor dem Ausdruck, der einzig hierauf passt. Und dasselbe harte Wort träfe auch die folgende Stelle über die Schlacht bei Aspern: „Die preußischen Geschichtsgestalter reden zu hören, war die Schlacht bei Aspern kein Sieg des Erzherzogs Carl, es war bloß ein Nichtsieg Napoleon's. Man lese die Stelle bei Fournier II, 223 und frage sich, ob das ruhmwürdige Ereignis von den historiographischen Chauvinisten an der Spree ärger verflacht werden könnte, als es hier von einem österreichischen Geschichtsschreiber geschieht.“ Jawohl, man lese die Stelle bei Fournier. Sie lautet:

„Schon war Lannes mit ungeheurer Wucht vorgedrungen, „schon bog sich die österreichische Linie nach rückwärts aus, so „dass nur mit größter Mühe, indem der Erzherzog, sich selbst „exponierend, alle Reserven vorschob, eine Katastrophe verhütet „wurde: da brach (auf Veranstaltung des österreichischen Befehls- „habers) im Rücken der Franzosen die große Brücke, die Truppen „Davout's wurden jenseits des Stromes aufgehalten und Lannes, „von Esslingen her nicht unterstützt, musste zurückgehen. Da nun „die Österreicher ihrerseits mit unerschüttertem Muthe vorrückten, „war Napoleon neuerdings in die Defensive gedrängt und die „Schlacht gewann denselben Charakter wieder, den sie am Vor- „tage getragen hatte. Nach neuen kritischen Momenten, die im „österreichischen Lager sogar den Gedanken an Rückzug geweckt „haben sollen, mussten die Franzosen endlich Aspern und Esslingen „aufgeben und in die Lobau zurückkehren . . . Der Tag war für „Napoleon verloren . . . Denn das konnte er sich nicht verhehlen, „dass der Ruf seiner Unbezwinglichkeit dahin war. Und wer wird „es ihm glauben, wenn er der Welt in seinem Bulletin verkündet: „Der Feind zog sich in seine Stellungen zurück und wir blieben „Herren des Schlachtfeldes“? Niemand.“

Und diese Darstellung findet Herr v. Helfert preußisch-chauvinistisch, „missgünstig“ und wer weiß wie sonst noch! Er muss wohl sehr darauf gerechnet haben, dass die Leser seiner Recension keinen Blick in das besprochene Buch werfen, sonst hätte er weniger zu-

versichtlich so alle Scheu vor dem Ertapptwerden bei Seite gesetzt. Er erinnere sich nicht, meint er, in meinem Werke den Ausspruch Napoleon's gefunden zu haben, den dieser in späterer Zeit in Erinnerung an die Donauschlacht von 1809 gethan: „Ihr habt nicht die Grenadiere von Aspern gesehen.“ Nein, den Ausspruch citierte ich nicht, und hundert andere auch nicht. Aber nichtsdestoweniger hab' ich die österreichischen Krieger von 1809 charakterisiert, wie es ehrenvoller nicht geschehen konnte, wenn ich II, 230 sage: „Die Österreicher hatten sich als durchaus ebenbürtige Gegner erwiesen, die zu siegen wussten, wo die Kräfte gleichstanden, und die Napoleon nur mit Gefahr und Mühe geschlagen hatte, wo er in der Übermacht war.“ Kann man einer Armee, die gegen den größten Feldherrn des Jahrhunderts focht, ein schöneres Zeugnis ausstellen? Was fehlt daran noch? Höchstens jener byzantinische Schwulst und Bombast, der alle Wirkung beeinträchtigt, indem er sie plump übertreibt. Wenn Herr v. Helfert diesen vermisst, so wird er ihn auch nie und nimmer in meinen Werken finden.

Als letzten Vorwurf spielt Se. Excellenz folgende Bemerkung aus: „Wir lesen III, 219, Marie Louise habe sich die Entfernung von ihrem Gemahl gleichmüthig gefallen lassen. Ist das wahr? Von ihren letzten Tagen in Frankreich gewiss nicht. Wie sie sich in den Bädern von Aix gegen Napoleon verhalten, hab' ich in den „Dioskuren“ von 1875 „Napoleon und M. Louise im Sommer 1814“ des Näheren ausgeführt.“ Wenn nun einer der Leser den Dioskuren-aufsatz wirklich zur Hand nähme, so fände er darin (S. 106) zu seiner Überraschung folgendes Billet der Kaiserin aus Aix an ihren Vater:

„Ich habe vor 3 Tagen einen Officier vom Kaiser bekommen mit einem Brief, worin er mich mit vieler Sehnsucht erwartet. Seit acht Tagen ist dies der zweite Officier, welchen ich bekomme. Durch ersteren habe ich geantwortet, dass ich gleich in wenigen Tagen nach Wien abreisen werde, und dass es mir unmöglich wäre, ohne Ihrer Erlaubnis nach der Insel abzureisen; auf den 2. Brief habe ich noch nicht geantwortet. Ich erzähle Ihnen alles dieses, liebster Papa, weil ich mein ganzes Vertrauen in Sie habe und weil ich wünsche, dass alle diese Geschichten Ihnen keinen Argwohn gegen meine Handlungen geben möchten. Seyen Sie versichert, dass ich jetzt weniger als jemals Lust habe, diese Reise zu unternehmen...“

Nun, wenn Baron Helfert aus diesen Zeilen anstatt Gleichmuthes zärtliche Neigung herauslesen will, kann ich's nicht hindern; mir aber möge er gestatten, dies nicht zu thun. Und wenn er dann diese Neigung mit der Leidenschaft für Neipperg enden und diese letztere erst nach den hundert Tagen von 1815 beginnen lässt, so bedauere ich, dem Biographen M. Louisens sagen zu müssen, dass er sich in einem totalen Irrthume befindet, der übrigens nach den von ihm gelieferten Proben von Quellenlectüre nichts überraschendes hat.

Und nun zum Schluss ein ernstes Wort. Mit falschen Gründen, auf die Unbelesenheit seines Publicums bauend, unter Verdrehungen und Verschränkungen hat Se. Excellenz dieses Sündenregister meiner Gesinnung zusammengestellt und sich dabei in die Brust geworfen, als ob er der berufene Anwalt Österreichs wäre. Ich weise diese Anmaßung weithin zurück. Herr v. Helfert möge erfahren, dass sich mein Patriotismus allerdings recht wesentlich von dem seinigen unterscheidet. Ich glaube nämlich nicht, dass Österreichs Wohl und Wehe von der Schönfärberei seiner Vergangenheit abhängt; ich halte den Staat für solid und fest genug gegründet, um das Schellengeklingel seiner Schmeichler entrathen, um die schlichte historische Wahrheit ertragen zu können und daraus den Nutzen zu ziehen, der in ihr wohnt; ich halte ihn für so entwickelt in der Cultur, dass seine Forscher und Gelehrten, unbeschadet ihrer Staats-treue, echte und redliche Diener der Wahrheit sein können, ja, ich glaube sogar, dass er sie geradezu dafür bezahlt und dotirt; ich halte ihn für so stolz, dass er ein Gewicht darauf legt, durch seine geistigen Kräfte auch nach Außen würdig repräsentiert zu sein, was doch nicht möglich wäre, wenn er sie bloß zur Liebedienerei seiner Geltung benützen wollte: kurz, ich habe Liebe und Vertrauen zu diesem modernen Österreich, und vielleicht mehr als mein Recensent, den man Schulter an Schulter mit Leuten gewahren konnte, die gewiss kein Übermaß an Vaterlandsgefühl gelegentlich auf den Weg nach Moskau führte. Und darum sollen mich auch seine Verdächtigungen nicht abhalten, gegen diesen Staat meine Pflicht zu thun, wie ich sie nach meinem besten Wissen und Gewissen begreife. Österreichs Zukunft liegt in seinen aufrechten Männern.